



Aus Freude am Lesen

Camelia ist 19 und findet ihr Dasein schlicht zum Kotzen. Sie lebt in England, in Leeds, in einer so heruntergekommenen Straße, die leicht als Beweis dafür angeführt werden kann, dass es Gott tatsächlich nicht gibt. Zuhause in der gemeinsamen Wohnung sitzt ihre Mutter, die einst so schöne Flötistin, die schon vor der Tochter das Handtuch geworfen hat. Doch dann lernt Camelia eines Tages Wen kennen. Sie ist fasziniert, denn der junge Chinese behauptet, die verschnittenen Klamotten, die Camelia seit geraumer Zeit aus einem Container zieht, stammen aus seiner Werkstatt. Wen bringt Camelia Chinesisch bei, sie verliebt sich in seinen Bruder Jimmy. Und plötzlich kommt der Tag, an dem sie beschließt, sich ihr verlorenes Leben zurückzuholen ...

VIOLA DI GRADO, in Catania, Sizilien, geboren, ist Mitte 20, hat fernöstliche Sprachen studiert und lebt in London. Ihr erster Roman »Siebzig Acryl, dreißig Wolle« wurde von Lesern und Presse begeistert aufgenommen und mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet – darunter der renommierte Premio Campiello für das beste Debüt.

Viola Di Grado

Siebzig Acryl,
dreißig Wolle

Roman

*Aus dem Italienischen
von Judith Schwaab*

btb

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Settanta acrilico trenta lana« bei Edizioni e/o, Rom.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2014,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2011 by Edizioni e/o, Rom
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Luchterhand
Literaturverlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: plainpicture / Janklein

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74672-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

To someone else

Eines Tages war es immer noch Dezember. Besonders in Leeds, wo schon so lange Winter herrscht, dass niemand alt genug ist, um sich noch daran zu erinnern, was vorher war. Es schneite die ganze Zeit, bis auf dieses kurze Intermezzo des Herbstes, der im August ein paar Blätter von den Bäumen gefegt hatte und dann sang- und klanglos von der Bühne abgegangen war wie die Vorgruppe einer berühmten Band.

In Leeds ist alles, was kein Winter ist, nur eine Vorgruppe, die sich zwei Minuten die Seele aus dem Leib spielt und dann verschwindet. Gleich darauf kommen die Schneestürme wie der Applaus aus dem Publikum, sie fahren auf die Erde herab und verschwören sich gegen die tollkühne Poesie der kleinen Fuchsiaknospen, die bereits im Park aufblühen. Und jetzt Applaus. Zugabe.

In Leeds denkt jeder Winter nur an sich, weil er unbedingt kälter sein will als der vorherige und dabei so tut, als wäre er der letzte Winter von allen. Mit den gequetschten Vokalen der Nordengländer, bloß noch härter, entfesselt er einen tödlichen Wind. Aber mit mir reden die beiden sowieso nicht.

Trotzdem ist es nicht Frau Holle, die die Leute hier fürchten, sondern die Hölle. Ich hätte gegen einen Tausch nichts einzuwenden und würde das O der kalten Flockenfrau gerne gegen ein höllisches Ö eintauschen, wäre das Leben eine Vokabelübung wie in meinem Chinesischunterricht.

Die wenigen Male, die ich das Haus verließ, legte sich ein eisiger Maulkorb um meinen Kiefer, sodass ich keinen Ton mehr herausbrachte, und der Wind drehte mir den Schirm um, riss ihn mir aus den Händen, zerrte ihn ein paar Meter weiter und ließ ihn dann krumm und schief an der Gehsteigkante liegen, die zerbrochenen Speichen in die Luft gereckt wie Hinkelbeine. Trotzdem gingen die Engländer immer noch in kurzen Hosen und Jeansjacken durch die Gegend, die Füße ebenso entblößt wie ihr Zahnfleisch, mit dem gleichen breiten Grinsen, das sie auch im August gezeigt hatten, und den gleichen langen Schritten, der gleichen lässigen Art zu plaudern, wobei sie die Silben im Mund langzogen und sie schließlich in aller Ruhe nach draußen in die eisige Luft entließen und in Atemdunst verwandelten. Ihnen gingen die Schirme offenbar nie kaputt.

An jenem Dezembertag kehrte ich nach einer ausgiebigen Shoppingtour auf der Briggate zurück und schmiss meine funkelneue, knallrosa Jacke in einen Müllcontainer an der Christopher Road.

Dort wohne ich, in einer der Straßen, bei denen man Besuchern immer genau erklären muss, wo sie sind, obwohl man sich selber ständig verläuft, weil die Straße genauso aussieht wie die vorher und die nachher, und wenn du sie schließlich gefunden hast, ist sie dermaßen potthässlich, dass du am liebsten gleich weitergehen würdest. Jedenfalls ist es eine so hässliche Straße, dass man sie als Beweis dafür ansehen könnte, dass es Gott doch nicht gibt. Das fängt bei den spillerigen Häuschen aus rotem Backstein an, eins wie das andere, geht bei den Türen aus schwarzem Metall weiter, die aussehen wie Zellentüren in der Isolationshaft, den Müllsäcken, die neben

die Tonnen geschmissen werden, und endet mit dem herrlichen Panoramablick auf die Imbissbuden der Woodhouse Street, die direkt auf die Christopher Road stößt, obwohl sich das wahrlich keine Straße wünschen würde.

Rechter Hand kann man Toms Fischbude bewundern, wo es Fish & Chips zu nur drei Pfund gibt, und sich am Anblick mehrerer neonbeleuchteter Döner-Stände weiden, während linker Hand die Pizza für ein Pfund bei Nino und weiter unten die Hühnchen mit Bambus und die frittierten Algen des Chinesen locken, der die ganze Nacht offen hat.

Und dann dieses Dunkel, wie beim Vorspann eines Filmes, wenn man darauf wartet, dass der Streifen endlich losgeht. Aber an der Christopher Road geht gar nichts los. Wenn überhaupt, hört etwas auf. Alles hört auf, auch die Sachen, die nie angefangen haben, so wie manche Lebensmittel schon das Verfallsdatum überschritten haben, bevor man sie überhaupt aufmacht, oder wie Pflanzen verrotten, bevor sie aus der Erde kommen, weil ihnen die Sonne fehlt, oder wie Embryos die schlechte Angewohnheit haben, sich mit der Nabelschnur zu erdrosseln.

Ursprünglich war das hier mal eine Arbeitersiedlung, hier in der Mitte stand die Fabrik, dort die Häuser der Arbeiter und eine Kirche. Beim Bauen hat man an allem gespart, sowohl am Material als auch an Schönheit, und weil die Grundstücke teuer waren, hat man eben einfach in die Höhe gebaut, drei superschmale Stockwerke wie traurige Türme von Babel, durch die man dem Teufel näher kommen will. Heutzutage befindet sich im Fabrikgebäude eine Grundschule, die bei jedem Läuten der Schulglocke ihre Kleinverbrecher auf die Straße spuckt.

Die Kirche hingegen war immer schon eine, hoch und dun-

kel, der gotische Kopf, der über die steinernen Schäflein des Friedhofs wacht. Aber dorthin gehe bloß ich, weil es ein stillgelegter Friedhof ist und die Verstorbenen längst in Vergessenheit geraten sind. Ich gehe hin, um auszukundschaften, was für Albträume die Toten haben, und um den Blumen, die versehentlich aus der Erde kommen, die Köpfe abzuschlagen, weil schließlich niemand sie eingepflanzt hat, um die Toten zu ehren und an sie zu erinnern. Ja, es ist sogar verboten, sich zu erinnern, und die Brombeersträucher strecken ihre Zweige nach den Grabsteinen aus, damit man die Namen nicht mehr lesen kann.

Manchmal jedoch stolpere ich trotzdem über Blumen, während ich mir einen Weg durch das Unkraut, die Beerensträucher und die schlafenden Schlangen bahne. Da zum Beispiel, ein Fleckchen unschuldiges Himmelblau in den Hexenkrallen des Gestrüpps, ein Aufblitzen von Schönheit inmitten dieser Zentrifuge aus Elend und Tod, nur um mich zu provozieren, und *zack!*, köpfe ich die Blume ohne Erbarmen, wie die böse Fee, die niemand zum Fest ihrer Kolleginnen eingeladen hat.

Und dann gehe ich nach Hause.

Man könnte meinen, die Christopher Road sei nun wirklich der letzte Ort, an dem man einen Roman spielen lassen könnte, erst recht deine eigene Lebensgeschichte, aber wenn ich sie mir jetzt genauer anschau, dann blickt mir tatsächlich mein eigenes Gesicht aus der Seite hervor, wie aus einem Klassenfoto.

Ich bin die mit der großen Nase und den langen schwarzen Haaren, die mit der Schneewittchenhaut, nein, weiter rechts, ich meine die mit dem Pony und den grünen Augen, habt ihr mich jetzt endlich entdeckt? Die, die gerade in den Müllcon-

tainer linst, ja, genau die. Aber nix da von wegen Lebensgeschichte, weil mein Leben gar keine Geschichte hat, die man erzählen könnte, jedenfalls keine gescheite Geschichte, höchstens eine gescheiterte. Wo andere eine Geschichte haben, hat mein Leben tiefe Krater voller Sand, wie die auf dem Mond, von denen man als Kind noch gedacht hat, es sind die Augen, die Nase und der Mund vom Mann im Mond.

Stellt euren Zoom ein, und dann kommt langsam näher und seht euch die Dunkelhaarige mit dem Pony an, die die knallrosa Jacke wegschmeißt. Der Schnee hatte die Müllsäcke in anmutige Schneemänner verwandelt. In dem Moment, als ich meine schwarze Einkaufstüte in der Tonne verschwinden lassen wollte, fiel mein Blick auf ein Kleid. Es war fichtennadelgrün, mit weißen Knöpfen, war zerknittert und schaute unten aus einer Plastiktüte von Sainsbury heraus. Es streckte einen langen Ärmel aus, der wie eine Schlange auf dem Hocker aus gelbem Plastik rechts hing. Links hingegen hatte es gar keinen Ärmel.

Ich dachte an den Nachmittag zurück, der dermaßen anders war als die Gegenwart, dass das Denken mehr ein Ausdenken war als ein Zurückdenken, den Nachmittag, an dem meine Mutter das Etikett des schwarzen Strasspullovers musterte; damals kaufte sie noch Klamotten. Wir waren im White-Rose-Einkaufszentrum, und ich erzählte ihr gerade ganz aufgeregt von meiner allerersten Chinesischstunde.

»Und dann die Betonungen! Ist das nicht absurd – je nachdem, wie man zum Beispiel das Wort *ma* betont, kann es ›Mutter‹ oder ›schimpfen‹ oder ›Pferd‹ oder ›Hanf‹ bedeuten!«

»Lies mir doch mal das Etikett vor, das ist furchtbar klein geschrieben.«

Und ich schaue angestrengt auf die winzige Hieroglyphe auf dem Etikett, eine kleine Schüssel mit einer Hand drin, und sage: »Handwäsche.«

»Nein, ich meine das Material.«

»Hundert Prozent Angora.«

»Gut. Den probier ich an.«

»Und den hier nicht?«

Sie nahm den weißen Rollkragenpullover und legte ihn zurück: »Aber nein, mein Schatz, der ist siebzig Prozent Acryl.«

Ich fischte das grüne Kleid aus der Mülltonne. Es war lang, aus Leinen und so unförmig wie ein Müllsack. Es hatte einen Stehkragen, die obersten drei Knöpfe waren schief und mit einem anderen Faden angenäht, und der Kragen war deutlich zu eng. Ich schob es in meine Tasche. Dabei bemerkte ich ein weiteres Kleid, das sich unter dem anderen versteckt hatte. Es war rot, aus grobmaschiger Wolle, und hatte ebenfalls nur einen überdimensional langen Ärmel und einen Ausschnitt, der bis zum Nabel ging. Die Abnäher am Busen waren viel zu hoch und so spitz, als hätte die Trägerin des Kleides anstelle von Brüsten zwei dieser Pyramiden, die sich manche Leute auf den Schreibtisch stellen, um ihr Gedächtnis zu verbessern.

Das Kleid nahm ich auch mit. Stop. Dieser Moment muss unbedingt einen Namen bekommen. Ich mache es so wie mit einem Hund: Ich gebe ihm einen Namen, damit er immer zu mir zurückkommt. Und so taufe ich diesen Moment den Anfang des Jahres null.

Davor war folglich das Jahr minus eins.

Davor das Jahr minus zwei.

Noch davor das Jahr minus drei.

Beim Jahr minus drei höre ich auf zu zählen, weil da mein Vater gestorben ist.

Als ich heimkam, lag meine Mutter in Unterwäsche neben dem Küchentisch auf den Knien und versuchte ein Loch zu fotografieren, das die Holzwürmer in den Tisch gefressen hatten.

Ich betrachtete ihre angespannten Beinmuskeln und die unbarmherzig schmale Säule ihres Rückgrats. Ich betrachtete ihren alten, verbrauchten Körper, der doch laut Einwohnermeldeamt erst sechsundvierzig Jahre alt war. Während sie die Kamera einstellte, bewegten sich ihre Wirbel am rachitischen Rücken. Knochen, so präsent und wach wie Tiere auf der Lauer. Ein viel zu frühes Memento mori aus reiner Erschöpfung. Sie stachen aus ihrer schlaffen Pseudohaut hervor, die fast durchsichtig war und an manchen Stellen blaue Flecken hatte, wie man sie bekommt, wenn man aus dem Bett fällt. Seit ein paar Monaten hatte sie keine Menstruation mehr. In einem Wort gesagt, meine Mutter war zum Wegschmeißen. Ich weiß, »zum Wegschmeißen« sind zwei Wörter, aber umso besser: eins für sie und eins für mich, denn wenn ich sie wegschmeißen muss, kann ich mich gleich mitschmeißen.

»Jetzt hör doch mal mit diesen Fotos auf, Mama, ich mach jetzt das Fleisch.«

Sie drehte sich zu mir um, und ihr Blick sagte mir: *Warum lässt du mich nicht das Loch fotografieren?*

Ich antwortete ihr mit einem Blick, der sagte: *Weil dir dieser Scheiß nicht guttut, das ist doch klar.*

Ihre Haare waren schmutzig, weil sie sie so lange nicht gewaschen hatte. Die breiten und struppigen Augenbrauen warfen einen dunklen Schatten auf die Lider. Ihre Augäpfel quollen aus dem ausgemergelten Gesicht wie zwei große, schneeweiße Schneckenhäuser. Die Farbe der Iris war nicht mehr als eine Schliere auf der milchigen Oberfläche einer

Glühbirne. Ja, die Augen sind der Spiegel der Seele, aber die Seele meiner Mutter war mittlerweile nicht mehr eitel genug, um sich im Spiegel zu betrachten.

Ich steckte den Fotoapparat in das Etui aus Kunstleder zurück. Sie ließ es mit niedergeschlagenem Blick zu. Dann ging ich in die Küche und holte die Schnitzel aus dem Gefrierfach. Ich legte sie in die Mikrowelle und beobachtete durch das Guckfenster, wie sich die blutigen Fleischscheiben langsam um sich selbst drehten, wie lebendige Organe, die sich mutig aus einem Körper gewagt haben, weil sie eine Runde Karussell fahren wollen. Aus dem Wohnzimmer kam jetzt wieder das Geräusch des Blitzes.

Ich streute Gewürze auf das Fleisch, richtete es auf Tellern an und schnitt ihre Portion so lange klein, bis meine Serienmördergelüste befriedigt waren. Ich machte den Kühlschrank auf, um Wasser herauszuholen, aber da stand nur eine Flasche Heineken von meinem Vater, in der sich mittlerweile ein ganzes Disneyland aus seltsamen braunen Organismen tummelte. Wenn ich sie fixierte, bewegten sie sich. Ich warf die Flasche in den Müll.

Und holte sie wieder heraus.

Ich stellte sie in den Kühlschrank zurück. Zwischen der durchsichtigen Frischhaltedose, in der wir früher italienischen Käse aufbewahrten (und auf dem jetzt eine dicke Schimmelschicht lag) und dem leeren Plastikherz, in dem wir den gewaschenen und geschnittenen Salat lagerten. Es heißt, wenn man in einen Kühlschrank schaut, begreift man, was für einer Familie er gehört.

Dort war jedenfalls noch mehr Schimmel.

Ich meine in dem leeren Plastikherz.

Meine Mutter schlang das Schnitzel herunter, so wie die Tiger in den Tierfilmen, dann rülpste sie und wischte sich den Mund ab. Schließlich hob sie das magere Gesicht mit den vielen Falten, die aussahen wie das Netz der Londoner U-Bahn, nahm die Polaroid vom Tisch und ging hinaus.

Schritte auf der Treppe.

Noch ein Rülpsen.

»Sie hörten *Casta Diva*. An der Flöte Livia Mega. Hier spricht Pearl Radio.«

Und da soll ich nicht von meinem Teller mit kaltem Fleisch aufstehen?

Ich hatte auch mal einen Fotoapparat. Und ein Federmäppchen aus blauem Plüsch. Und ein Fotoalbum. Und neunundfünfzig CDs und siebenundsechzig DVDs. Und dann noch ein Buch über chinesische Küche, eine Stereoanlage in Metallic, einen Tweety-Kulturbeutel und so weiter und so weiter, das hört gar nicht mehr auf mit diesem »und so weiter«. Dieses »und so weiter«, an das ich immer denke, aber es denkt nicht an mich, und wenn ich alle aneinanderreihe, dann entsteht eine Geschichte, aus der ich in hohem Bogen rausgeflogen bin.

Ich hatte gerade alles in die Wohnung an der Victoria Road gebracht, wo ich ganz alleine wohnen wollte, wo ich mein Chinesisch-Studium abschließen und an die Zukunft glauben wollte, so wie es alle Menschen tun, die bei Verstand sind.

Die gelben Lämpchen über dem Spiegel.

Die Porzellangeisha mit dem geblühten Kimono auf der Kommode.

Puccini und Verdi, die mir meine Mutter geschenkt hatte, und das Gesamtwerk von Björk, in alphabetischer Reihenfolge in der obersten Schublade.

Der indische Teppich in Rot und Grün. Die Bücher über Taoismus und die vergilbten Märchenbücher aus der Zeit, als ich noch in Turin in der Via Vanchiglia gewohnt hatte.

Das Fotoalbum aus Kunstleder mit mir selber drin, die ich von Seite zu Seite größer werde. Ich fange bei sechs Jahren an, auf der Piazza Cavour in Turin, mache mit sieben Jahren bei der Ankunft in Leeds weiter und habe innerhalb von fünf Minuten bereits das Alter von achtzehn Jahren erreicht, wo ich in einer alten Wohnung an der Victoria Road wohne, drei Monate Sprachunterricht hinter mir und viele weitere vor mir habe sowie einen Haufen leerer, weißer Seiten, die erst noch mit Fotos vollgeklebt werden müssen.

Ich liebe Fotoalben, weil sie dir den Eindruck vermitteln, dass sich die Zeit vorwärtsbewegt, als würdest du in einem Auto sitzen, und wenn du aus dem Fenster schaust, sieht es so aus, als würden die Bäume rückwärts an dir vorbeimarschieren.

Aber dort bin ich dann doch nicht hingezogen. Am zwölften Dezember, als ich mir gerade das Poster meiner Liebessängerin übers Bett hängte, klingelte mein Handy, das ich aufs Fensterbrett gelegt hatte. Hinter dem Fenster schien eine Phantasiesonne, ein Spritzer Dottergelb auf dem kranken Weiß des Himmels.

Ich erinnere mich noch an die Leute, die da draußen redeten und gingen, an alle erinnere ich mich. Ich erinnere mich an die triumphierende Art, mit der sie die Gesundheit ihrer Gesichter spazieren trugen, an ihre roten Lippen, die nicht von der Kälte aufgesprungen waren und sich zu einem siegesgewissen Lächeln ausbreiteten, so wie man nach der Hochzeitsnacht die blutigen Leintücher einer Braut ausbreitet, um zu zeigen, dass sie noch Jungfrau war.

Und ich erinnere mich an den frisch lackierten Zaun des Headingly Office Park.

Als ich ans Telefon ging, war mein Mutter dran. Sie weinte. »Es ist was passiert«, sagte sie zwischen zwei Schluchzern.

»Was ist denn, Mama, was ist denn?«

»Komm sofort ins Krankenhaus.«

»Aber was ist denn passiert?«

»Dein Vater.«

Dort unten lächelten die Leute immer noch. Was für eine Verschwendung an Gesichtsmuskelaktivität. Dabei hätten sie mir doch einfach einen Stein an den Kopf schmeißen können.

Björk blieb so hängen, mit heruntergeklapptem Gesicht, an nur einer Reißzwecke, und ganz sicher fiel sie auf die Matratze herunter, als ich die Wohnung verließ. In der Tat ist sie mir auch nie wieder über die Lippen gekommen, auch unter der Dusche nicht, wo ich ihre Lieder immer aus vollem Halse gegrölt hatte.

Es war fünf nach elf, und es blieb fünf nach elf, weil ich auch meine Taucheruhr in der Wohnung ließ, zusammen mit dem ganzen übrigen Zeug. Ich fuhr mit dem Bus, und draußen vor dem Fenster spulte sich die Straße ab wie ein langes, buntes Band. Bäume Häuser Imbissbuden Pudel Blumengeschäfte Banken, und da waren überall Hominiden und, noch schlimmer, auch eine Sonne, die alle beschützte. Alles lief blitzschnell und reibungslos an mir vorbei und passte wunderbar zum anderen, wie in einem dieser amerikanischen Filme mit den trendigsten Schauspielern, die am Schluss begreifen, wie wichtig die innere Schönheit ist, vielleicht sogar begleitet von den Klängen des letzten großen Hits eines magersüchtigen Pop-Idols. »Komm sofort ins Krankenhaus«, hatte meine Mutter gesagt, aber bei ihr hatte man immer den

Eindruck, als würde sie einem was verschweigen. Stets spürte man das Gewicht eines Wortes, das sich unter den anderen verbarg, und das hasste ich. Wie verbale Geschwüre, die man mit einem Skalpell rausschneiden muss, wenn sie nicht ausgesprochen werden.

Im Krankenhaus war sie nicht. Als er seinen letzten Schnaufer getan hatte, fuhr ich zu ihr nach Hause. Sie stand vor der Tür, den Schlüssel fest in der Hand. Ich sah sie von hinten, ihr leuchtend blondes Haar, die strengen Schultern, den schmalen Körper in dem türkisfarbenen Kostüm.

»Mama.«

Ihr Gesicht, das sich zu mir umdrehte und mich an dem schmerzlichen himmelblauen Universum ihrer Augen teilhaben ließ. Ihre makellose Schönheit, ihre endgültige Schönheit.

Ich machte einen Schritt auf sie zu.

»Ich schaff es nicht.«

»Was schaffst du nicht, Mama?«

»Die Tür aufzumachen.«

Ich nahm ihr den Schlüssel aus der Hand. Er war warm und verschwitzt und roch nach Metall. Es ist klar, dass Schlüssel nach Metall riechen. Bis auf die aus Plastik, mit denen Kinder spielen. Ich drehte den Schlüssel entschlossen im Schloss. Zwei Mal. Drei Mal. Erst dann gab unsere alte, schwarze Tür mit einem rauen Knarren nach und ließ sich öffnen. Meine Mutter trat ein. Ich hingegen drehte mich um und schaute auf die Stadt zurück, die draußen blieb, und ich merkte, dass auch sie im Sterben lag. Der Himmel war bleich und körperlos, wie ein Kranker im Endstadium. Ich schloss die Augen und betete darum, dass jemand dem Kosmos den Gnadenschuss verpassen würde.

An einem gewissen Punkt gibt es einen Moment. Einen Moment, wie gemacht für die Depressiven, in dem der Überlebensinstinkt nicht mehr zu bremsen ist, weil es dich nervt, die einzige unbewegliche Sache im trunkenen Willenswirbel des Universums zu sein.

Wenn das hier eine Liebesgeschichte wäre, dann wäre ich in genau diesem Moment einem semmelblonden Engländer begegnet, und ein Streichquartett hätte die Musik dazu gespielt. Aber das hier ist keine Liebesgeschichte, auch wenn sie es gerne wäre und dafür zehn Kapitel und sogar eine Figur opfern würde, und wenn das nicht reicht, sogar zwei Repliken pro Dialog, aber insgesamt reicht es auch so, sie soll schon aufhören zu betteln, weil ihr sowieso niemand die Liebesgeschichte abnehmen würde, das wissen doch alle, dass keiner die kleinen Mischlingshunde mit nach Hause nimmt, die dich aus Pappkartons auf dem Gehweg anflehen, sie zu lieben. Bei denen selbst die Damen mit der Anstecknadel der »Leeds Dog Care Society« am Revers nur kurz stehen bleiben, »Ach, wie süß« sagen und dann weitergehen.

Jedenfalls fand mein Moment im Dezember des Jahres null, sprich 2007, statt, dem Tag der knallrosa Jacke. Nachts war ich vom Konzert der Atemgeräusche meiner Mutter aufgewacht. Sie schlief draußen vor meiner Tür, zusammengerollt wie ein Baby im Mutterleib. Das, was bei Tage einfach nur ein Einatmen und Ausatmen war, das man nicht weiter beachten musste, nahm bei Nacht eine prähistorische Körperlichkeit an.

Ich setzte mich neben sie.

Mein Blick sagte ihr: *Komm, geh in dein Zimmer, Mama, der Boden ist kalt.* Sie hauchte mir nur ein wortloses *Lass mich in Frieden* zu.

Es muss sieben Uhr morgens gewesen sein, aber draußen war es sowieso noch stockdunkel, wie zu jeder ehrenwerten Tages- und Nachtstunde in Leeds. Stunden, an denen es hell ist, werden hier zum Opfer von Rassismus, indem man sie einfach hinter geschlossenen Rollläden einsperrt wie in einem Ghetto.

Jedenfalls kam er genau da, der Moment, als ich mich über meine Mutter beugte, ihr beim Einschlafen zuschaute und hörte, wie sie wieder ihr Atmen im Zweivierteltakt aufnahm, da war er, dieser Moment des ungebremsten Überlebenswillens. In einem Moment wie diesem kann man einfach nicht gleichgültig sein. Entweder hilfst du ihm mit einem Schlag Leben nach, oder du wäschst ihn mit deinem Blut.

Wenn man davon ausgeht, dass der Überlebensinstinkt der vulgärste aller menschlichen Instinkte ist, und dass ich wie Jesus mehr von der Kreuzigung angezogen wurde, wo sollte ich denn am frühen Morgen die Judäer auftreiben, die bereit waren, mich zu verurteilen und sich an meinem Martyrium zu ergötzen? Schließlich gibt es ohne Publikum kein Martyrium. Und so kam es, dass ich am Ende beschloss, shoppen zu gehen.

Leeds steckte wie gelähmt in einem orthopädischen Mieder aus Schnee, es gab keine Dächer und keine Wiesen mehr, und es schneite immer weiter. Die spitzen Kirchtürme, die im Herbst noch aussahen wie schwarze Hexenkrallen, waren jetzt nur noch zerbrechliche, unpersönliche Gebilde, die am Himmel Schiffbruch erlitten. Und auch die Sonne, die Ärmste, war kaum mehr als ein erschöpftes Etwas, eingeklemmt zwischen blattlosen Bäumen.

Leeds ist wie eines dieser Herrchen, die gemeinerweise ih-

rem Hund mit einem Stück Fleisch vor der Nase herumwedeln und es dann selber essen – wenn du aus dem Haus gehst und diese Sonne am Himmel hängen siehst, fühlst du dich gleich glücklicher. Du denkst: »Vielleicht hört es endlich auf zu schneien«, du schließt die Augen, um zu spüren, wie sie warm werden, aber die Sonne ist schon längst wieder weg, und zurückgeblieben ist nur der trübe Himmel, weiß und runzlig wie ein Hühnerbein.

In Leeds liebt man Vogelscheuchen, so wie alle Dinge, die sich für etwas anderes ausgeben, und wenn du auf sie reinfällst, lacht die Stadt über dich, vor allem, wenn du eine Italienerin bist, die die Sonne im Blut hat. Leeds lacht schamlos, und jede Lachsalve ist wie Donner. Selbst der Hyde Park heißt in Wirklichkeit Woodhouse Moor: Die Leute nennen den Park bloß so, damit du glaubst, du würdest gerade auf den viel breiteren und schöneren Wegen des Hyde Parks in London herumspazieren.

Aber ich falle nicht drauf rein. Ich habe begriffen, mit welchen Tricks die Vogelscheuchen arbeiten. Wie könnte ich denn glauben, dass diese weißen Ungeheuer, die mich umgeben, in Wirklichkeit Häuser und Postämter und Bäume und Autos sind, die Tarnanzüge aus Schnee tragen, und nicht die sechsköpfigen Wächter meines Höllenkreises? Wie könnte ich glauben, dass diese bleiche und ausgemergelte Sonne wirklich eine Sonne ist und nicht bloß das Hirngespinnst eines Todkranken im St. James Hospital, der mit Morphium vollgepumpt ist? Wie könnte ich glauben, dass die Engländer großzügige Menschen sind, bloß weil sie ständig lächeln?

Klar habe ich begriffen, dass die Engländer und die Sonne und die verschneiten Autos und die Briefträger und die Hunde und die Stunden und Minuten und mein ausgezehrt Gesicht



Viola Di Grado

Siebzig Acryl, dreißig Wolle

Roman

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74672-9

btb

Erscheinungstermin: Januar 2014

Eine junge Frau auf der Suche nach der verlorenen Schönheit der Welt und den richtigen Klamotten ...

Camelia ist 19 und findet ihr Dasein schlicht zum Kotzen. Sie lebt in England, in Leeds, in einer so heruntergekommenen Straße, die leicht als Beweis dafür angeführt werden kann, dass es Gott tatsächlich nicht gibt. Doch dann lernt sie eines Tages Wen kennen. Camelia ist fasziniert, denn der junge Chinese behauptet, die verschnittenen Klamotten, die Camelia seit geraumer Zeit aus einem Container zieht, stammen aus seiner Werkstatt. Wen bringt Camelia Chinesisch bei, sie verliebt sich in seinen Bruder Jimmy. Und plötzlich kommt der Tag, an dem sie beschließt, sich ihr verlorenes Leben zurückzuholen ...